



Das Tartlauer Wort

HEIMATBOTE DER 9. TARTLAUER NACHBARSCHAFT

2. Jahrgang

Crailsheim, Mai 1983

Nummer 2

Vornblick mit Rückblick

Gedanken zum 1. Treffen der im Westen lebenden Tartlauer vom 25. bis 26. September 1982 in Crailsheim

Liebe Nachbarn, wenn wir ehrlich sind und die Hand aufs Herz legen, wer von uns hat vor zehn, zwanzig und noch mehr Jahren es für möglich gehalten, daß sich eine 9. Nachbarschaft hier in der freien Welt gründen läßt und daß sich ihre Mitglieder in so großer Zahl zum 1. Treffen einfinden werden? Zu ihrem ersten Vergleichstag, den neuen Umständen entsprechend! Niemand von uns hat dabei den Ehrgeiz in den Vordergrund gestellt, eine überdimensionale Veranstaltung zusammenzubringen. Trotzdem hatte jeder von uns den heißersehten Wunsch, ziemlich vielen Landsleuten die Hand zu einem heimatlichen Gruß zu reichen. Die Veranstalter, der Vorstand, hatten alle Mittel in Anspruch genommen, um ziemlich vielen im Westen lebenden Tartlauern, natürlich von denen wir die Anschrift besitzen und denjenigen, welche die Siebenbürgische Zeitung beziehen, die Gelegenheit zu geben, der Einladung Folge leisten zu können. Trotz der großen Zahl der Beteiligten (174) fehlten noch sehr viele. Wenn man einen Vergleich zu anderen Nachbarschaften des Burzenlandes zieht, wo Landsleute aus Amerika, Kanada, der DDR und aller Herren Länder ihr Nachbarschaftsgefühl mit ihrer Anwesenheit bekundeten, so ist es für uns –

die Burzenländer Großgemeinde Tartlau – so meine ich – nur ein kleiner Erfolg.

Von dem Versammeln auf dem Rathausplatz unter dem blau-roten Banner, Symbol siebenbürgisch-sächsischer Treue, und der Crailsheimer gold-schwarzen Fahne, dem offiziellen Stehempfang mit Wein und Horaffengebäck, überreicht von jungen Mädchen in siebenbürgisch-sächsischer und hohenlohischer Tracht, in dem festlich mit dem Tartlauer Marktzeichen neben dem Stadtwappen Crailsheims und der Losung „Crailsheim grüßt Tartlau“ geschmückten Foyer des Rathauses, war unsere Heimatgemeinde stets im Mittelpunkt, als Zeichen nachbarschaftlichen Zusammenhalts. Dieses von Nostalgie und Erinnerung geprägte Gefühl unterstützten und bekräftigten die beiden Redner, Bürgermeister Maaß, als Vertreter der Stadt Crailsheim, und Nachbarvater Trein. Wir alle waren von einer heimatlichen, uns vertraulichen Atmosphäre umgeben – umschlungen!

Der Leitgedanke der Verbundenheit zu unserer Heimatgemeinde Tartlau wurde nach dem Raumwechsel wieder aufgenommen im festlich geschmückten Saal einer Gastwirtschaft. Viele fühlten sich durch die symbolisch auf den Tischen gekennzeichneten Straßen, Gassen und Gäßchen Tartlaus mitten in der Heimatgemeinde. Wieder wurden Erinnerungen wach.

Trotz genügender Zeit zu Gesprächen mußte Nachbarvater Trein zur Einhaltung der Tagesordnung aufrufen. Er



sprach die Bitte an die Anwesenden aus, sich von ihren Plätzen zu erheben, um den verstorbenen Tartlauern in Stille zu gedenken. Aus seinem Tätigkeitsbericht konnten alle erfahren, daß die bei der Gründung gesetzten Aufgaben nicht zur vollen Zufriedenheit gelöst werden konnten und daß der Vorstand es nicht immer leicht hatte, dem Angestrebten folgen zu können. Vom Fehlen der finanziellen Mittel, der persönlichen Daten für die Anlegung der Kartei, der verschiedenen Meldungen von der Geburt bis zum Tode, des Wohnungswechsels u. v. m. Aber auch Positives konnte der Rechenschaftsbericht ausweisen, so z. B. die Opferfreudigkeit einiger Nachbarn. Unterzeichneter betonte mit Nachdruck, daß das Nachbarschaftstreffen, unser Vergleichstag, kein Ersatz für das Heimattreffen zu Pfingsten in Dinkelsbühl ist, sondern die Bekundung unserer Zugehörigkeit zur Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen. Nach Bekanntgabe unseres Kassenswartes Hans Bruss, daß die Kasse stimme und der alte Vorstand bereit sei zu einer weiteren Amtszeit der Geschäftsführung unserer Nachbarschaft, erfolgte der Vorschlag unseres Nachbarn Willi Kootz, den Vorstand zu entlasten, ihm aber gleichzeitig das Vertrauen für die folgende Amtszeit von allen Anwesenden durch Handzeichen zu geben. Alle bekundeten einstimmig durch Handzeichen ihr Vertrauen dem Vorstand. Anschließend wurden auch zwei Kassensprüfer, Anni Bruss geb. Löx und Georg Zerbes, einstimmig gewählt.

Nachbar Stefan Dezsö überreichte zu seiner Entlastung die Spendenliste und das Restguthaben über die individuell begonnene Spendenaktion „Läutewerk für Tartlau“ an den Vorstand mit den Worten: „Es ist nun Aufgabe der Nachbarschaft, diese Aktion zu vollenden.“

Im Namen aller Tartlauer darf ich hier an dieser Stelle Dank und Anerkennung unserem Nachbarn Dezsö für die begonnene Spendenaktion aussprechen. Ein spontaner Aufruf unseres Nachbarn Hans Gross aus Stuttgart erhöhte das Spendenkonto mit 863,20 DM, und Nachbar Max Copony rundete mit 36,80 DM auf. Der offizielle Teil hatte Mühe, das Ende zu erreichen, denn die Gespräche mit den Nachbarn wurden lauter und immer lauter. Dieses mit vollem Recht, denn das alte Sprichwort ist uns allen bekannt: „Wenn das Herz voll ist, geht der Mund über.“ Heimatliche Erinnerungen und weltliche Erlebnisse waren plötzlich mitten unter uns, und ein Gemisch von Goethes Sprache und Tartlauer Mundart füllte den Raum.

Die späte Nacht mußte die Intimität unserer Gespräche abrechnen, da der zweite Tag, Sonntag, um neun Uhr mit einem kleinen Stadtrundgang zum Schloßplatz begann, zum obligaten Gruppenbild. Zur Ermunterung der Gemüter und um der Kamera ein lockereres, freies Lächeln zu bieten, trugen die Nachbarn Stefan Dezsö, Horst Kaiser und Rolf Copony mit ihren meisterhaft servierten Pointen bei.

Um 11 Uhr riefen die Glocken der über 500 Jahre alten Johanneskirche alle Tartlauer zu einem Festgottesdienst. Liturgie nach siebenbürgisch-sächsischer Art. Die Predigt wurde von Landsmann Bernd-Dieter Schobel, Pfarrverweser in Hengstfeld, gehalten, unter dem Bibelspruch „Der Herr ist seines Volkes Stärke“ (Psalm 28, 8). Die Orgel war, wie viele Jahre in Tartlau, in der sicheren Hand unserer Nachbarin Trenni Schachinger. Der vom Schriftführer Werner Schunn kurzfristig gegründete Chor sang das von Pfarrer Otto Reich 1951 stammende Heimatlied „Tuerteln meng, äm Burzelond“ und erweckte heimatliche Gefühle, Erinnerungen, Verbundenheit und Angehörigkeit zu unseren noch in Tartlau lebenden Nachbarn. Die Heimat – unser geliebtes Tartlau – war plötzlich mitten unter uns, und Grillparzer hätte nur noch sagen können: „Die Tränen sind des Schmerzes heilig Recht.“

Der Abschluß des Festgottesdienstes war die Ehrung un-

serer lieben verstorbenen Nachbarn hier und in der alten Heimat durch die Niederlegung eines Kranzes mit der Schleife blau und rot durch Nachbarvater Trein und seine Stellvertreterin Ada Junesch.

Ich kann diese Betrachtungen nicht schließen, bevor ich nicht an alle genannten und nicht genannten Nachbarn, der Stadt Crailsheim, ihrem Bürgermeister Maaß, der evangelischen Johanneskirchengemeinde, ihrem Pfarrer König und Pfarrverweser Schobel, die uns bei der Gestaltung dieses erinnerungsvollen Festes mit Rat und Tat zur Seite gestanden sind, ein herzliches Dankeschön ausspreche.

Um einen Vorblick zu wagen, muß ich die Frage stellen, warum waren die Tartlauer vereint in der 9. Tartlauer Nachbarschaft nach Crailsheim gekommen? Nur um sich nach vielen Jahren wiederzusehen, um sich zu begrüßen oder nachbarliche Gespräche zu führen? Es war ein Fest der Freude und des Wiedersehens, der Bekennung zur Gemeinschaft – zur Nachbarschaft! Nach all diesen Erkenntnissen steht der Vorstand, genau wie vor einem Jahr, vor den gleichen Schwierigkeiten. Finanzielle Not, knappe 10% haben ihren Beitrag für 1983 entrichtet, wobei jedoch heutzutage jeder von uns wissen sollte, daß unsere einzige Einkommensquelle die festgesetzten Jahresmitgliedsbeiträge und freie Spenden sind, daß man ohne Geld keinen Heimatboten drucken kann, daß man ohne Mitteilungen der Veränderungen im persönlichen Leben, wie Geburt, Trauungen, Todesfall, Wohnungswechsel, keine Nachrichten aus dem Nachbarschaftsleben bringen kann, ohne persönliche Daten keine Kartei anlegen kann und daß man ohne nachbarlichen Zusammenhalt nicht stark sein kann. Ein noch so guter Vorstand kann seinem Verein nicht dienen, wenn dieser von den Vereinsmitgliedern nicht tatkräftig unterstützt wird. Man mag es drehen und wenden, wie man will: Der Nachbarschaftsgedanke ist auch heute – gerade heute! – keineswegs überholt, keineswegs veraltet! Ganz im Gegenteil: Er ist aktueller als je, mag er auch im Lauf der Zeiten sein äußeres Gewand ändern. Denn sein Grundgedanke – Hilfsbereitschaft, liebevolle Anteilnahme, herzliches Mitfreuen und Mitleiden von Mensch in überschaubaren Einheiten – ist zeitlos!

Es ist meines Erachtens fünf Minuten vor zwölf, um dem Lippenbekenntnis Taten folgen zu lassen.

Ich wünsche uns allen ein Zusammenfinden, einen festen Zusammenhalt, um als Nachbarschaft allen unseren Nachbarn hier und in der Heimatgemeinde, unserem lieben Tartlau, dienen zu können.

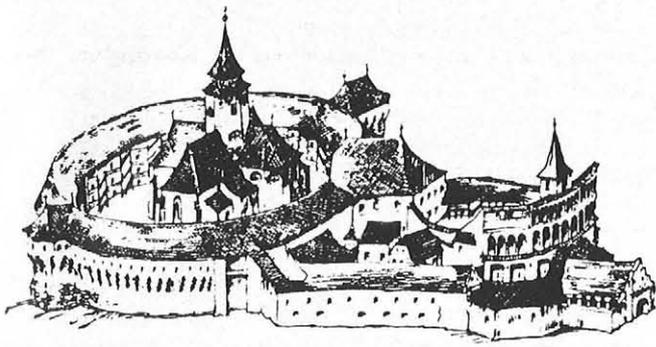
Von
Michael Trein
(Nachbarvater)

Richtigstellung Tartlauer Heimatlied Die 1. Strophe lautet:

Burzelond, ä mengem Harzen
draun ech dech, meng Hemet troai;
än der Froaid, än alle Schmarzen,
boinjst ta mech uen dech aft noai.
Aengde moiss ech uen dech denken,
Tuerteln meng, äm Burzelond!

*Historiker in einem totalitären Staat sind
mächtiger als der liebe Gott: Sie können
sogar Vergangenheit ändern.*

Salvador de Madariaga



Wie Tartlau sich gegen Adelswillkür durchsetzt

Zu den ältesten urkundlich bekannten Erbgräfenfamilien des Burzenlandes zählten die Nachkommen des Teel filius Ebl de Brasu (1271), dessen Stammhaus in Tartlau stand. Sein Sohn Graf Dietrich erhielt als adlige Besitzungen die Ortschaft Bicfalau (Mikofalva) und Kreuzburg, welche letztere wahrscheinlich Teel ihren heute noch gültigen Namen Teliu verdankt, und ließ sich diesen Besitz im Jahre 1301 bestätigen. Zweihundert Jahre später befand sich der Tartlauer Gräfenhof – das Amt des Erbgräfen war längst abgeschafft worden – im Besitz von Antonius Miko de Hidveg aus Haghigh, am rechten Altufer, der ihn von einem Nachkommen des ursprünglichen Eigentümers namens Blasius Thyl gekauft hatte.

Antonius Miko verkaufte im Jahre 1502 sein aus Stein errichtetes Haus in Tartlau und die Hälfte der Besitzung Teliu an seinen Anverwandten Albert Beldi de Bodola, dessen Familiensitz sich in Budila, am rechten Ufer des Trangbaches, befand. Die Familie Beldi war somit nicht nur Anrainer des Tartlauer Hatterts, sowohl durch Budila als auch durch Teliu, sondern hatte nun sogar in der Gemeinde selbst Fuß gefaßt. Sie war aber nicht gewillt, auf ihr Adelsrecht zu verzichten und sich in die Dorfgemeinschaft einzugliedern. Da sich die Interessen der Adligen und der Tartlauer auch betreffend der Waldbenutzung in der Bosau widersprachen, bestanden zwischen ihnen gespannte Beziehungen, die schließlich in einem heftigen Zusammenstoß gipfelten.

Die Beldis gebärdeten sich wie Raubritter: z. B. im Jahre 1508 beschlagnahmten sie den Bewohnern von Brenndorf eine Schweineherde. Jedoch war es Tartlau, das unter den Anmaßungen der Familie Beldi am meisten zu leiden hatte.

Wie die Überlieferung berichtet, kam gelegentlich einer Hattertbegehung der Adlige Petrus Beldi mit der Kommission nach Tartlau in die Äschergasse und erklärte, sein Besitz reiche bis zu dem diese Gasse durchfließenden Kleinen Trang oder Tartelchen.

Unter den zahlreichen herbeigeeilten empörten Bewohnern befand sich auch ein Wagnermeister, der gerade von seiner Arbeit, in Hemdsärmeln, mit einer Breitaxt in der Hand, kam. Als Petrus Beldi sich aus der Kutsche herausbeugte, um mit der Hand seine dem Rechte hohnsprechende Behauptung nochmals zu bekräftigen, trat der Wagnermeister, der sich der Zustimmung seiner Mitbürger gewiß war, aus der Volksmenge hervor und hieb ihm mit einem gewaltigen Schlag das Haupt ab. „Bis hier geht die Grenze von Tartlau!“ soll er dazu gerufen haben.

Bis vor kurzem kannte man keine urkundliche Bestätigung für diese Sagen. Wir konnten jedoch einige Belege für den historischen Kern derselben finden. Etwas in der feudalen Gesellschaftsordnung Unerhörtes war geschehen: Ein Adliger, ein privilegierter Mann, ein Vertreter der herr-

schenden Klasse, war durch die empörten Marktbewohner in offenem Aufruhr getötet worden! Natürlich erforderte diese Tat strenge Ahndung. Der siebenbürgische Landtag trat in Thorenburg zusammen und beriet über das „ungeheuerliche Vorgehen“ der Tartlauer. Er beschloß, eine exemplarische und abschreckend große Gerichtsverhandlung in Tartlau selbst vorzunehmen. Am 22. Dezember 1508 befahl der siebenbürgische Wojewode Petrus Comes von Sanktgeorgen und Pösing dem Kronstädter Rat, sich vollzählig nach Tartlau zu begeben und gemeinsam mit den Vertretern der „Drei Nationen“ alles Nötige zu veranlassen. Aus Hermannstadt reiste der Königsrichter Johann Lulay mit drei Ratsherren nach Kronstadt ab, wo sie dreizehn Tage lang blieben. Ebenso kam der Mediascher Richter Anthonius Faber nach Kronstadt, wo bis dahin noch nie eine Versammlung der „Drei Nationen“ oder ein Landtag stattgefunden hatte.

Die uns bekanntesten zeitgenössischen Quellen melden nichts darüber, was um den 6. Januar 1509 unter dem Vorsitz des Wojewoden in Kronstadt und Tartlau geschah. Doch eine spätere Kronstädter Stadtrechnung aus dem Jahre 1513 berichtet, daß am 20. Dezember die Tartlauer ihre Schuld an die Stadt vollständig abgetragen hätten. Ein anderer Rechnungsvermerk lautet: „Item dy Tartler han yn der ganczen Sum von wegen Beldi Peters bezalt flor. 488 asp. 25.“ Daraus geht hervor, daß Tartlau zur Zahlung eines hohen „Wergeldes“ für den getöteten Adligen verurteilt wurde und „Stat und Land (Kronstadt und das Burzenland) . . . den Tartleren czw Beystandt gegeben hat“, um die große Summe bezahlen zu können. Zum Vergleich kann angeführt werden, daß im Jahre 1520 Tartlau 153 Gulden Steuer zahlte, fast ein Zehntel der gesamten Steuerleistung aller freien Burzenländer Gemeinden. Dieses Zusammenhalten und die Solidarität der Burzenländer half den Tartlauern, die vom Landtag verhängte strenge Strafe zu überstehen.

Der neue Besitzer des Tartlauer Gräfenhauses, Paulus Beldi, weigerte sich in der Folge, die auf das Haus entfallende Steuer zu entrichten. Durch einen Befehl des Königs Wladislaw II. wurde er auf Klagen der Tartlauer aufgefordert, entweder die Steuern und anderen Leistungen zu entrichten, oder das Haus an die Gemeinde Tartlau zu verkaufen. Um 100 Gulden verkaufte Beldi im Juli 1515 seine sämtlichen Eigentumsrechte in Tartlau an die Gemeinde. So wurden die Bestrebungen der Tartlauer zur Wahrung der Rechte ihrer Dorfgemeinschaft gegenüber den Adligen letzten Endes von Erfolg gekrönt.

Michael Trein
Aus „Aus Urkunden und Chroniken“
von Gerold Nussbächer

Ansprache des Nachbarvaters Trein

Sehr geehrter Herr Bürgermeister Maaß!
Sehr geehrte Damen und Herren!
Liebe Nachbarinnen und Nachbarn!

Im Namen der 9. Tartlauer Nachbarschaft habe ich die Ehre, Sie alle herzlich begrüßen zu dürfen. Vor allem Sie, Herr Bürgermeister Maaß, daß Sie sich die Mühe gemacht haben, um für eine Zeit unter uns Tartlauern zu weilen. Auch liebe Nachbarn und Nachbarinnen, ein herzliches Willkommen hier in der großen Kreisstadt Crailsheim zu unserem viel erwarteten 1. Treffen der im Westen lebenden Tartlauer. Zu unserem, wie man so pflegt in der alten Heimat zu sagen, Vergleichstag. Ein Gruß an die Vertreter der Kirche und Presse.

Es sei mir gestattet, mit einem kleinen Gedicht von unserem in Tartlau geborenen, heute 85 Jahre alten, hier lebenden Schriftsteller meine Ansprache zu beginnen:

Klein ist mein Volk, doch groß sein Leid
– und schwer sein Weg zur Ewigkeit.
An Pflichten ward ihm reiches Maß,
statt Rechten jedoch Neid und Haß.
Gerufen kamen wir ins Land,
doch werden „Fremde“ wir genannt.
Was wir geschaffen, seit wir kamen –
die guten Nachbarn alles nahmen,
das Amt, die Schule, Grund und Haus –
wir zogen mit dem Bündel aus.
Zu leben gar wie wir geboren
wird uns bestritten, ist verloren.
Wie soll'n wir sein, was tun, was lassen,
damit die andern uns nicht hassen?
War's Unrecht, unsre Art zu wahren,
daß wir solch Unrecht nun erfahren?
Aus welchem Grund, zu welchem Ende –
wo ist, der drauf die Antwort fände?

Und Johann Wolfgang von Goethe hat die Antwort in seinem Lebenswerk „Faust“ parat gehalten: „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange, ist sich des rechten Weges wohl bewußt.“ Zitat Ende. Das passende Wort für die heutige Zeit! Die Flucht, wo Vergangenheit keine Zukunft mehr hat, war und ist von vielen Tartlauern die gerechtfertigte Entscheidung. Bäume zu verpflanzen ist nicht einfach. Menschen zu verpflanzen scheint einfacher zu sein. Aber leider Gottes scheint es nur so! Diese Tatsachen haben viele von uns am persönlichen Schicksal erleben müssen. Die meisten von uns haben diese Entwurzelung als Deutsche mit all dem Schmerz über sich ergehen lassen, um hier als Deutsche unter Deutschen zu leben.

Um die Verfremdung unseres Volksgruppengutes zu bewahren, haben wir uns zu der 9. Tartlauer Nachbarschaft hier in der freien Welt zusammengeschlossen. Integration, ja Assimilation sollen wir abwehren, denn was wir an kulturellem Gut mitbringen, darf nicht verlorengehen. Es wäre ein großer Verlust an deutscher Kultur – für die deutsche Nation. Wir würden ärmer werden, wenn all das ver-

lorenginge. Daher mein dringender Appell: Hängen wir in unseren Wohnungen die Bilder der alten Heimat auf, bewahren wir in unseren Schränken die wunderschöne Tracht, in unseren Bücherregalen die ungefälschten Zeugnisse deutscher Volksgruppengeschichte, und laßt uns weiter unsere schönen Heimatlieder singen. Nur wer all dies bewahren kann, ist reich! Unsere Vorfahren gingen nicht, um ein fremdes Land zu stehlen, sie gingen nicht als Aggressoren und Besetzer, sie folgten dem Ruf der Herren dieser Länder, um Land urbar zu machen, um Handwerkskunst und Wissenschaft zu lehren, um Handel und Gewerbe zu treiben. Die Geltung als Mensch haben sie sich nur durch ehrliche Arbeit erworben, bis zur Katastrophe des Jahres 1945. Aber heute ist der Mensch für die dort in der alten Heimat herrschende Klasse nur noch so lange von Wert, solange sie diesen deutschen Menschen brauchen. Der Kronstädter Schriftsteller A. Meschendorfer hat schon 1930 die mahnenden Worte niedergeschrieben: „Der Staat ist stärker, ihr Kolonisten! Er kann euch zur Düngung brauchen, und bald wird er sagen: Jetzt ist es Zeit, daß ihr verschwindet!“ Was in 800 Jahren Mongolen, Tataren, Kosaken, Türken und ähnlichen Horden nicht gelungen ist, konnte eine kommunistische Herrschaft in 37 Jahren erreichen. Eine der kühnsten Pionierarbeiten deutscher Volksgruppengeschichte geht ihrem Ende entgegen. „Die Siebenbürger Sachsen geben sich auf“, schrieb das Stuttgarter Magazin vor ein paar Jahren. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen. Aber niemand kann oder hat das Recht, uns und den Nachkommen die Möglichkeit zu verwehren, in die Heimat der Väter zurückzukehren. Aber diese harte Entscheidung muß jeder einzelne die Gelegenheit haben zu fällen. Wir alle kennen meinen Aufruf der ersten Auflage unseres Heimatboten unter der Überschrift „Gotteshilfe – Nachbarschaftshilfe – Nächstenhilfe“. Lassen Sie uns alle in diesem Sinne Traditionen lebendig halten, ortsgeliebte Bräuche und Werte der Geschichte und des Lebens in Tartlau sicherstellen, im Sinne der Nachbarschaftshilfe den Bedürftigen im Rahmen der Möglichkeiten zu helfen, das wäre im Sinne unserer Väter und unserer siebenbürgisch-sächsischen Herkunft, auf die wir stolz sein können. Ich wünsche allen gute Zeiten und uns Tartlauern einen harmonischen und erinnerungswerten Ablauf unseres 1. Treffens hier in Crailsheim. Danke.

Predigt in der Johanneskirche zu Crailsheim beim Tartlauer Nachbarschaftstreffen am 26. 9. 1982

Gehalten von Pfarrverweser Bernd-Dieter Schobel, Hengstfeld

Gnade sei mit euch und Frieden von Gott, unserem Vater, und dem Herrn und Heiland Jesus Christus. Amen.

Liebe Tartlauer!

Zunächst einmal möchte ich Sie alle recht herzlich begrüßen.

Ich grüße Sie als Landsmann.

Ich grüße Sie außerdem als ein Landsmann, in dessen Adern auch ein wenig Tartlauer Blut fließt: Meine Großmutter väterlicherseits war eine gebürtige Tartlauerin. Und sie hat – obwohl sie mit 15 Jahren von Tartlau wegheiratete – bis an ihr Lebensende unverfälscht und selbstverständlich tartlauerisch gesprochen – da sieht man, wie tief das sitzt!

Ich bin froh, daß ich gerade Ihnen heute das Wort Gottes verkündigen darf.

Und ich freue mich außerdem, daß es in dieser schönen,

alten Crailsheimer Kirche geschehen kann, zu der uns heute die Glocken gerufen haben.

Ich weiß nicht, ob es Ihnen auch so geht: Wo immer Glocken rufen, ganz gleich, wie sie klingen – ein wenig hört man immer auch den vertrauten, heimatlichen Glockenklang mit.

Als Kind habe ich viele Jahre auf dem Pfarrhof meines Großvaters verbracht. Er lag ganz nahe bei der Kirche. Da waren die Glocken besonders schön zu hören und haben sich mir unvergeßlich eingepreßt:

Zuerst begann die *große Glocke*: Sie klang tief und ernst, so, als würde sie sagen: *Es ruft der Herr, es ruft der Herr...*

Dann setzte die *mittlere Glocke* ein: Die war vertrauter, bekannter vom Morgen-, Mittag- und Abendläuten, menschlich näher; die sagte: *Dich ruft er, dich ruft er...* Und dann die *kleine*, die eilige: *Es ist jetzt Zeit, es ist jetzt Zeit...*

Bis schließlich alle drei zusammen den Beginn des Gottesdienstes ankündigten.

Ein solches Glockengeläute ist auch der Text, den ich heute als Predigttext ausgewählt habe. Es ist kein langer Ausschnitt aus der Bibel, es ist nur ein einziger Satz: Die Losung des heutigen Tages.

Vielleicht kennen manche unter Ihnen ja das „Losungsbüchlein“. Es wird alljährlich herausgegeben von der Herrnhuter Brüdergemeinde und enthält für jeden Tag des Jahres als Tageslosung einen Bibelspruch. Und es ist eine merkwürdige Erfahrung: Diese Bibelsprüche passen oft so wunderbar zu unserem Leben.

Die heutige Losung paßt – glaube ich – besonders gut zu einem Treffen von Siebenbürger Sachsen:

Der Herr ist seines Volkes Stärke! (Psalm 28, 8)

Der Herr ist seines Volkes Stärke –
hören Sie den Glocken-Dreiklang?

1.

Da ist zunächst die große, die ernste. Sie sagt: *Der Herr!* Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, warum es in der Bibel so oft heißt: Der Herr?

Warum nicht einfach: Gott? Oder gar, wie die Schüler im Religionsunterricht oft sagen: „Der Gott . . .“?

Aber das wäre doch irgendwie fern: *der Gott . . .* Wer ist das?

Und irgendwie ungewiß: *Der Gott –* ist das auch unser Gott?

Es gibt ja sehr viele Götter. Nicht nur früher gab es sie, auch heute gibt es viele Abgötter. Unser Gott aber soll der wahre, der lebendige Gott sein!

Darum hier: Der Herr! Das schafft klare Verhältnisse.

Nicht so allerdings, daß Gott sagen würde: Ich bin der Herr, ihr seid meine Knechte, Diener oder Sklaven. Sondern Gott gibt uns die völlige Freiheit, ihn als Herrn zu wählen – oder auch nicht.

Gerade wir, und vor allem die unter uns, die in letzterer Zeit in den Westen gekommen sind, werden mit der hier herrschenden großen Freiheit konfrontiert. Sie verwirrt uns oft – solche Freiheit waren wir nicht gewohnt.

Freiheit z. B. im Umgang mit Menschen des anderen Geschlechts, das geht hier oft bis in die Schamlosigkeit.

Und wir sehen auch die negativen Folgen der großen Freiheit: Wie Menschen fragen, welchen Sinn hat mein Leben noch? Sich ins Rauschgift flüchten, in Indien einen Sinn des Lebens suchen oder zu Gewalttätern werden.

Begreifen wir nun, was Freiheit heißt?

Es ist die Freiheit, die Gott dem Menschen gegeben hat, selbst herauszufinden, wohin er gehört, was er ist und sein will.

Die Freiheit, sagen zu können: *Ich will des Herrn sein!*

Als Kind wurde ich öfters von Leuten im Dorf, die mich nicht kannten, gefragt, wer ich sei. Aber sie fragten nicht: „Wie heißt du?“ oder: „Wie heißen deine Eltern?“, sondern sie fragten: „Wiem bäst ta, me Gang?“ (Wem bist du, mein Junge?) Wohin gehörst du? Auch wir Siebenbürger Sachsen, die in den Westen kommen, werden gefragt, als Flüchtlinge abgetastet: Was bist du für einer? Wem gehörst du?

Was können wir sagen und vorweisen?

2.

Hier setzt die zweite Glocke ein, die menschlich vertraute, die nahe:

Der Herr ist seines Volkes Stärke!

Beim Wort „Volk“, da horchen wir sicher auf. Damit können wir uns identifizieren. Als Volk hat sich unsere Gemeinschaft ja seit eh und je bezeichnet. Wir *sind* ein Volk. Des *Herren* Volk?

Die Antwort kann man auf zwei Wegen suchen:

Zunächst der geschichtliche: Diese Antwort ist klar. Wir waren schon immer des Herren Volk!

Berichte aus der frühesten Zeit unserer Geschichte, aus der Zeit des Mongolensturmes, zeigen: Die ersten Bauwerke, die unsere Väter aus Stein errichtet haben, während die Wohnungen noch aus Zweiggeflecht waren, das waren Kirchen. Darin liegt sicher auch ein Bekenntnis. Und als die Gefahr in der Zeit der Türkenkriege wuchs, da wurden diese Kirchen zu *Kirchenburgen* ausgebaut. (Gerade in Tartlau steht ja eine der mächtigsten und eindrucksvollsten Kirchenburgen!)

Frage also: *Waren* wir des Herrn Volk? Klare Antwort: Ja, wir waren es! Noch genauere Antwort allerdings: Nicht wir waren das, sondern unsere Vorfahren.

Darum jetzt die Suche nach der zweiten Antwort: Sind wir auch heute noch des Herren Volk? Ich denke, diese zweite Antwort kann nicht mehr so klar erfolgen wie die erste.

Damit sie dennoch etwas klarer wird, auch in dem Sinne vielleicht verstanden, daß es zu einem inneren Klärungs- bzw. Festigungsprozeß beiträgt, möchte ich an ein bekanntes Sprichwort erinnern:

Man sagt: Der Mensch kann nicht auf einem Bein stehen. Besser gesagt: Auf einem Bein allein steht er nicht sicher, er muß auf beiden stehen. Um zu erklären, was ich damit meine, möchte ich ein Gleichnis verwenden:

Denken Sie jetzt bitte einmal alle an ein typisches siebenbürgisches Hoftor. Ein solches Hoftor schließt ja nicht nur den Hof nach draußen, zur Straße hin, ab. Ihm kommt auch eine symbolische Bedeutung zu.

Wer geboren wird, der tritt – so sagt man – durch das Tor des Lebens ein.

Und durch das Tor wurde auch jeder, der auf diesem Hof gelebt hatte, einst zur ewigen Ruhestätte getragen.

So ein Tor kann Symbol sein für unser Leben.

Und es ist im besonderen für uns Symbol durch seine Bauart: Ein Bogen, der auf *zwei* Pfeilern ruht.

Der eine Pfeiler unseres Volk-Seins ist, daß wir siebenbürgisch-sächsische *Deutsche* sind.

Der andere: Wir sind evangelisch-lutherische *Christen*.

Der eine Pfeiler, daß wir siebenbürgisch-sächsische Deutsche sind, ist uns sehr wichtig. Dafür, daß ihre Kinder deutsch bleiben können, sind viele von uns aus der Heimat ausgewandert.

Aber auf diesen Pfeiler allein können wir unser Volksein nicht gründen. Es hat auch in unserer Geschichte eine Zeit und Bewegung gegeben, wo es hieß: Wozu brauchen wir die Kirche noch? Was nützt sie uns? Schafft sie ab!

Aber die gleiche Geschichte hat auch gezeigt: Wenn die Sachsen versuchten, nur auf einem Bein zu stehen, dann standen sie schlecht. Darum: Erst beide Pfeiler zusammen tragen den Bogen, machen uns zu dem Volk, als das wir uns *verstehen* und als das wir *bestehen* wollen. Erst beide Pfeiler zusammen machen den Bogen stark.

3.

Und da beginnt nun auch die dritte Glocke zu läuten, die kleine, die eilige, die mahnende: Komm herzu, trage bei, mach mit:

Der Herr ist seines Volkes Stärke!

Stärke? fragen wir. Unser Volk ist nicht mehr stark.

Die in der Heimat leben, sind ihrer Rechte beraubt. Und die im Westen sind, die leben in der Zerstreuung. Wo soll da *Stärke* sein?

Was aber heißt denn *Stärke* bei Gott? Daß einer sein Schwert zieht und dreinhaut? Dem Petrus, als er dem Kriegsknecht ein Ohr abgehauen hatte, wurde gesagt: *Stecke dein Schwert in die Scheide, denn wer mit dem Schwert kämpft, wird auch durch das Schwert fallen.* Mit Haß, Bomben und Raketen will Gott sein Reich gewiß nicht errichten.

Doch wodurch dann? Worin liegt *Stärke*?

Es wird gewiß niemand bezweifeln, daß einer unserer berühmtesten Männer, dessen Namen wir alle mit Ehrfurcht nennen, Stephan Ludwig Roth gewesen sei. Und wann war dieser Mann am stärksten? Doch gewiß damals, in jener unheilvollen Stunde am Feleßberg neben Klausenburg, als die Kriegsknechte ihre Gewehre auf ihn gerichtet hatten und den Todesschuß abgaben. Damals war er am stärksten. Denn damals hat er sein Wort besiegelt durch sein Blut.

Begreifen wir nun auch, daß unser Herr Jesus Christus damals am stärksten war, als er am Kreuz sein Leben gegeben hat für uns alle? Damals stark war, als er in Gethsemani betete: Vater, laß diesen Kelch vorbeigehen, wenn es sein kann, aber nicht so, wie ich will, sondern so, wie du willst. Als er am Kreuz sein Leben hingab, damit wir bei Gott Vergebung haben und leben können. „Ich lebe, und ihr sollt auch leben.“

Wir wissen nicht, wie die irdische Zukunft unseres Volkes aussehen wird. Wird es in Siebenbürgen für uns noch Zukunft geben können? Werden wir für immer ein zerstreutes Volk wie Israel? Gott allein weiß es. Nur eines wissen wir mit Sicherheit: Für jeden von uns kann es Zukunft geben bei Gott. Und an diesem Glauben wollen wir festhalten!

Und wenn es für diesen Glauben Tradition gibt in unserem Volk, dann laßt uns diese einbringen in die neuen Gemeinschaften, in die wir uns hier einzugliedern versuchen. Laßt uns zeigen: Wir waren und wollen auch bleiben Gottes Volk. Wir bekennen:

Der Herr ist seines Volkes Stärke!

Am Guorten, uom Brannschen

Am Guorten, uom Brannschen ban ech oft gesäßen,
em kant alles am sech eram derun vergäßen.

Am Wuasser sach em den Himmel esu huh,
wun de Wolken vorbeizugen am Nu.

Ech duocht mer aldiest:

Ach kánt ech nor mat,
dernau weir ech erliest
vun allem Geschack.

Wei garen ech ändjen zem Brannschen genj,
senj Parlscher pesperen esu lastech uch fenj,
als verstenden se, wat mech entzackt –
end liesten sech af vor letter Glack.

Dersändj sen vergahn schun vill Gauer.
Em word longsem ualt, em setch et uom Hauer.
Duat Brannschen kant ech nierendmih fondjen.
Ech huon gesekt – uon allen Ondjen.

Wei schmackt doch det Wuasser derous esu fenj!
Vill besser nach, wei en herzhaft Wenj.

Den Durscht dau ze stallen,
uon dien renen Quallen,
wuas wei e Gebiet

duat ous donkberem Harzen zem Himmel striewt.

Na as gefasst menj Brannschen – an Riehren.
Senj Pesperrn kon em netch mieh hieren.
Zwaur fluißt nach senj Wuasser am vill Äken –
ech kon awer netch mieh derous schäpen.

Katharina Roser
geb. Hellmann

*Raubt man einem Menschen die Heimat,
macht man ihn wurzellos!*

Gedanken zum Lutherjahr

Aus Anlaß der Wiederkehr seines 500. Geburtstages wird in diesen Tagen viel über Martin Luther und seine Rolle in der Geschichte Europas geschrieben. Wir möchten an einen Zeitgenossen Luthers erinnern, der für die Siebenbürgen Sachsen eine ebenso wichtige Rolle gespielt hat.

Geboren wurde Johannes Honterus im Jahre 1498 in Kronstadt, in der Schwarzgasse. Aller Wahrscheinlichkeit nach hieß sein Vater Jorg Austen Lederer. Es ist aber nicht geklärt, warum er nicht den Namen seines Vaters führte. Über seinen Bildungsweg ist nur bekannt, daß er an der Wiener Universität studierte und 1525 den Grad eines Magisters erreicht hat. In Krakau erschienen 1530, als seine ersten Bücher, eine lateinische Grammatik und eine Weltbeschreibung. Die Weltbeschreibung ist das am weitesten verbreitete Buch des Autors. Im schweizerischen Basel erstellte er 1532 die große Siebenbürgenkarte, die als älteste kartographische Darstellung des Landes gilt, und schnitt sie auch selbst in Holz.

Ein Jahr später kehrte Honterus nach Kronstadt zurück und wurde Mitglied der Hundertmannschaft (Vertretung der Bevölkerung). Zwei Jahre später wurde er Ratsherr. Eine seiner wichtigsten Taten während dieser Zeit war die Einrichtung einer Druckerei, in der er das älteste rechtswissenschaftliche Buch Siebenbürgens druckte. Ab 1541 drang die Reformation nach Kronstadt. Unter der Mitwirkung von Honterus beschloß der Magistrat, das Katharinenkloster in eine Schule umzuwandeln. Am 14. Mai 1542 heiratete der damalige Stadtpfarrer Jekel und bewies damit seine reformatorische Gesinnung. Im Oktober wurde in der Schwarzen Kirche der evangelische Gottesdienst eingeführt. Honterus wurde beauftragt, die durchgeführten Reformen schriftlich festzuhalten. Er tat dieses in seinem Reformationsbüchlein, das von Luther und Melancthon als beispielhaft beurteilt wird.

Die Reformation ging aber auch in Kronstadt nicht ohne innere Streitigkeiten voran. Im Februar 1544 kam es zum offenen Bruch zwischen den Radikalen und den Gemäßigten. Die Radikalen, unter Stadtpfarrer Jekel, erlitten eine Niederlage und mußten ihre Ämter räumen. Honterus übernahm das Amt des Stadtpfarrers, obwohl er nicht Theologie studiert hatte, nachdem er von Luther und Melancthon aufmunternde Briefe erhalten hatte.

In den folgenden Jahren bis zu seinem Tod am 23. Januar 1549 widmete sich Honterus der Festigung der Reformation, dem Schulwesen und in ganz besonderem Maße dem Aufbau einer Bibliothek. Durch diese Tatsachen schuf Honterus den Grundstein für das Überleben der sächsischen Gemeinschaft unter verschiedenen Fremdherrschaften.

Ada Junesch

Nachbarn haben das Wort

Kaufbeuren, 8. August 1982

Sehr geehrter Herr Nachbarvater Trein!

Daß einem das Alter allerlei unangenehme Überraschungen beschert, habe ich, leider, zur Genüge erfahren müssen; um so mehr freut mich, daß mir nun eine Überraschung anderer Art zuteil wird: nämlich Ihr Glückwunschbrieflein vom 5. 8. nebst dem „Tartlauer Wort“!

Zu welcher Nachbarschaft hätte *ich* gehört, der über der Apotheke am Markt, deren Pächter mein Vater war, zur Welt kam? Sie lag dort, wo die Kronstädter Straße zum Markt einbog, gegenüber dem Gemeindegewirtshaus und zwischen der Backstube Kurmes und einer Schmiede; wie

ihr Meister hieß, weiß ich nicht mehr. Drei Jahre lang war ich „Bürger“ von Tartlau, d. h. bis mein Vater, 1900, die Apotheke auf der Kornzeile in Kronstadt übernahm und wir dorthin übersiedelten.

Mein Großvater Franz Sindel war jahrelang Pfarrer in Tartlau, und seine Tochter Helene war meine Mutter. Die Schulferien verbrachte ich meist auf dem Pfarrhof, auf den Wehrgängen des Kastells, auf der Hutweide, wo noch prächtige Eichen Schatten und Futter für die Schweine boten, sowie am Mühlbach, hinter dem Pfarrgarten, wo wir Ratten mit der „Plunder“ jagten. Als dann das Freibad gegründet wurde, kamen wir des öfters dorthin baden, da Kronstadt damals noch keines hatte. Soviel über mich als „Tartlauer“ – von einst.

Damit die „Nachbarschaft“ aber auch einiges über den weiteren Lebensweg bzw. über das erfahre, was ihren einstigen Sprößling beschäftigte, was ihm äußerlich wie innerlich widerfuhr, wie er unseres Völkchens Schicksal er-

lebt und sieht, will ich, im Sinne Ihres Aufrufes, meinen Beitrag leisten, indem ich Ihrem künftigen Archiv mein Gedichtbändchen „Dem Dunkel nur entblühen Sterne“ über-eigne. Es geht mit gleicher Post an Sie ab.

Wenn das „Tartlauer Wort“ auch weiterhin solche Beiträge bringen kann wie z. B. den über die Wandlungen des Namens der Gemeinde sowie die Zeichnung des Tartlauer Kirchenkastells, und wenn es sich im Sinne des Aufrufs und der geplanten Unterabteilungen entwickelt, dürfte es allmählich mit „Wir Heldsdörfer“ gleichziehen können. Obgleich ich annehme, daß Sie diese Veröffentlichung schon kennen, will ich Ihnen doch, für alle Fälle, die Anschrift ihres Herausgebers mitteilen: Dr. Hans Mooser, Lilienstraße 3, 7410 Reutlingen.

Mit den besten Wünschen für Ihr und der Nachbarschaft Wohlergehen grüßt Sie Ihr Landsmann
Erwin Neustädter

Begebenheiten – Erinnerungen – Geschichten – Begebenheiten – Erinnerungen

Am Anfang der Nachbarschaftsgründung bestand ein Angebot, für „Das Tartlauer Wort“ einen Beitrag in Form von kurzen Geschichten zu schreiben. Diese sind für einen engeren Kreis gedacht; sie schildern Begebenheiten und Eindrücke aus Tartlau, so wie alles in den dreißiger Jahren erlebt wurde. Eine Ähnlichkeit mit noch lebenden Personen ist nicht rein zufällig – sie entspricht den Tatsachen, weshalb auch keine Namen geändert wurden. Möge sich dabei niemand ins falsche Licht gesetzt sehen, weil die Schilderung nun mal aus meiner Perspektive erfolgt.

Solange ich in Tartlau gelebt habe, wurde ich meist als ein Fremdling angesehen. Dadurch bin ich aber andererseits auch recht unbefangen und schreibe so, wie ich denke – und die Tartlauer erlebt habe. Wenn es auch persönliche Erlebnisse sind, so ist doch sicher auch einiges dabei, was die Tartlauer interessieren wird.

Wegen der Fülle verschiedenartiger Eindrücke werden die Berichte auszugsweise und in Fortsetzungen gebracht werden müssen. Hiermit grüße ich alle Tartlauer sehr herzlich und wünsche viel Spaß beim Lesen. Otto Depner

Erinnerungen an Tartlau

Denke ich an Tartlau –

dann ist das meine angeborene Heimat.

Schreibe ich über Tartlau –

dann fühle ich mich damit verbunden.

Begegne ich heute einem Tartlauer –

dann muß ich zugeben, kein waschechter Tartlauer zu sein; dann hadert mein Innerstes mit dieser einmalig nur in Tartlau gesprochenen harten Mundart.

Das bringt aber den Vorteil, daß man die Stärken und auch Schwächen der Tartlauer aus der nötigen Distanz unbefangener beobachten – und auch leichteren Herzens darüber berichten kann.

Das fängt so an: Schon meine Eltern waren keine Tartlauer, sie sind aus dem gottlosen Heldsdorf dorthin zugewandert; sie waren keine Bauern – wie die meisten Tartlauer –, sie hatten nicht einmal einen eigenen Hof, nur eine Hofstelle. Ich aber bin sehr wohl ein Tartlauer, weil dort geboren und dortselbst zur Schule gegangen; aber ab meiner Lehrzeit habe ich in „Kronen“ gewohnt. Was bin ich denn nun heute? Ein verzwicktes Identitätsproblem liegt über dieser Frage – hier in meiner neuen Heimat, der Bundesrepublik Deutschland.

Will ich mich zu erkennen geben und sage z. B., ich käme aus Rumänien, so staunt man über meine gute deutsche

Aussprache – das ärgert mich! Sage ich dagegen etwas Kleinlaut, ich käme aus Siebenbürgen, so begegne ich oft einer schmerzenden Unwissenheit; bis hin zu einer Verwechslung mit dem Siebengebirge am Rhein – und das betrübt mich! Sage ich etwa Burzenland, dann stoße ich auf völlige Unkenntnis, oder mein Partner erkundigt sich nach dem guten Wein, den es dort gibt. Er dachte dabei nur an den Wein und meint das Burgenland – das wiederum kränkt mich! Da ist es schon besser, ich sage frei heraus: „Ich stamme aus Tartlau.“ Im schlimmsten Falle kann es dann vorkommen, daß mein Gesprächspartner neugierig wird und sehr interessiert fragt: „Wo liegt denn dieses Tartlau – etwa in der Gegend von Breslau?“ Mit voll Stolz geschwellter Brust richte ich mich innerlich wieder auf und gebe zurück: „Ja, so ungefähr – nur noch ein Stückchen weiter rechts unten!“

Dort weit unten liegt also Tartlau. Es ist der am weitesten südöstlich gelegene Ort des deutschen Siedlungsgebietes in Siebenbürgen. Ordensritter haben im 13. Jahrhundert hier die Besiedlung als Auftrag durchgeführt, legal und gerufen, auf einer ringsum von Bergen umschlossenen Hochebene im Karpatenbogen. Sie haben deren Pässe zur Walachei durch Burgen geschützt – sie wurden mächtig und mußten wieder abziehen. Geblieben ist ihr Gefolge von einem Bauernmischvolk deutscher Abstammung, zusammen mit Siedlern aus dem siebenbürgischen Kernland, in 13 Großgemeinden; eine jede mit ihrer eigenen, unverkennbaren Mundart. So erkennen sich die Tartlauer zwar sofort, aber sie wissen selber nicht genau, woher ihre Vorfahren sind. Einiges läßt vermuten, daß auch Württemberger darunter gewesen sein müssen. Sie sind mit Sicherheit erst im Ort zu Tartlauern geworden – folglich bin ich es auch! Dem Ort vorgelagert befand sich zu Ritters Zeiten die Kreuzburg. Daran erinnert der Ort Kreuzberg, ein rumänisches ärmliches Dorf von Kleinbauern und Holzfällern. Die Tartlauer Kirche ist zudem eine Kreuzkirche; mit ihren ringförmig wuchtigen Umfassungsmauern und Türmen aber die größte Kirchenburg im Lande – oder wenn man so will, auf der ganzen Welt, weil woanders nie Kirchenburgen dieser Art gebaut wurden. Gläubig und wehrhaft prägte sie auch die Menschen. Ihre gebrandschatzten Häuser haben sie nach Sturm- und Drangzeiten mehrmals wieder aufbauen müssen. Im Laufe der Geschichte soll es an die fünfzig Male gewesen sein. Die Verwüstungen wurden weniger pingelig genau registriert, als daß sie tatkräftig wieder in stand gesetzt wurden. Die Kirchenburg selber hielt schwersten Stürmen

stand. Ihre Rundungen verliehen ihr auch gegen Erdbeben bis auf den heutigen Tag ihre Stabilität, denn die ganze Anlage steht auf einem wässrigen Untergrund. Am nahen Gebirgsrand versickert die Tartel, der namengebende Fluß, vollständig in ihrem Schotterbett. Bei Tartlau quillt das kalte Wasser sprudelnd wieder empor – von der Quelle gleich als fertiger Bach weiterfließend. Dieses Herborquellen, gleichsam aus dem vollen, hat scheinbar sogar die Lautbildung der Tartlauer Mundart beeinflusst. Da sprudelt es unverkennbar heraus: . . . et as kualt Wuasser am Kuasten . . . Das eiskalte Wasser, in unzähligen Tümpeln auf der schier endlosen Hutweide, war die sehr willkommene Suhle der Büffel an heißen Sommertagen. Aus diesem Grunde waren sie hier auch zahmer und ausgeglichener, als ich sie von Heldsdorf kannte, wo das Wasser wesentlich minderwertiger war. Die anspruchslosen, urwüchsigen Büffel gehörten zu jedem angesehenen Bauernhof; zur Weidezeit eröffneten sie sozusagen das Tagesgeschehen. In aller Frühe wurden sie mit einem tiefdröhnenden Getute der Hirten, auf langen Ochsenhörnern, durch die Gassen auf die Weide getrieben – getrennt von Kälbern und Kühen. Abends kehrten die Tiere mit schaurigem Gebrülle wieder heim. In dieser weiträumigen Dorfidylle spielen Tiere in meiner Erinnerung eine große Rolle, besonders Pferde. In den zahlreichen Gewässern wimmelte es von Fröschen und Fischen, hauptsächlich Forellen – die waren so flink, daß sie kurz nur „Ferrn“ genannt wurden. Störche, eine Kolonie Graureiher und anderes Getier bildeten eine ausgewogene Lebensgemeinschaft nach dem allereinfachsten Naturgesetz: Wo Wasser ist, da ist auch Leben!

Schließe ich meine Augen, um die ersten Eindrücke meiner Kindheit besser erstehen zu lassen, dann sind es – von weit hergeholt – zunächst nur einzelne Bilder ohne den nötigen Zusammenhang. Das Allerwichtigste aber, das Bild meiner Mutter, fehlt, denn in meinem achtzehnten Lebensmonat war sie bereits tot. Es heißt, wir Kinder hätten die freudlose Zeit danach in Hetzeldorf im siebenbürgischen Altland zugebracht. Tatsächlich sehe ich im Unterbewußtsein einen Weinberg, reite auf einem Büffel, irgend jemand hält mich zwar fest, doch ich blicke gebannt daran vorbei auf eine am Wege sich windende Schlange. Die erste Erinnerung vom Gehör ist der Stundenschlag einer Kirchturmuhre – alles typisch für die siebenbürgische Heimat. Ein vertrautes Gesicht taucht auf und verschwindet wieder; es war die zwischenzeitliche Haushälterin. Unser Tata heiratete bald darauf – angeblich die ehemalige Jugendfreundin –, wir zwei Buben hatten wieder eine Mutter, und um das Jahr 1926 kamen wir wieder nach Tartlau zurück.

I

Das Haus am Marktplatz „Auf der Zeile“ war ein unbewirtschaftetes bäuerliches Anwesen der gehobenen Art mit Stallungen und quer stehender Scheune, dahinter, weil in der Ortsmitte, mit nur unbedeutendem Garten zum „Kröteneck“. Zum Nachbarn hin mit Backhaus und Sommerküche und zur Straße mit bereits umgebauter Altenwohnung. Darin hatten zugezogene Fremdlinge eine tickende Uhrmacherwerkstatt eingerichtet. Sie wohnten im Untergeschoß des Haupthauses mit Kind und Kegel zwischen säuerlich riechenden Molkereifässern. In den leerstehenden Stallungen hielten sie eine Gänseherde. Nach der Brutzeit wurden die unbefruchteten Eier aus den Nestern gegen die Wand „gepletscht“; die daraus resultierende Duftnote gehört auch zu den Sinneseindrücken in dieser ländlichen Luft.

Vor dem Haus erstreckte sich der riesige Marktplatz in respektvollem Abstand rings um die Kirchenburg. Den Ein-

gang in die Burg flankierten zwei große Linden. Eine Kastanienallee führte seitlich daran vorbei und teilte den Platz in zwei Hälften. Dabei trennte sie die „Turnschule“, den Tanzplatz der Dorfjugend, vorteilhaft vom übrigen Geschehen in einer Ausbuchtung der Ringmauer unter dem „Raderebischen“ und den Fensterdurchbrüchen des nachträglich eingerichteten Waisenhauses ab. Der übrige Marktplatz bot genügend Raum für den Wochen- und Jahrmarkt, für breite Fahrstraßen und den Schulhof, für Gänseweiden und Zigeunerlager.

Das vordere große Zimmer des Hauses war der Schlafraum. Über das Gitter des Kinderbettchens wurde mir abends ein Tuch gehängt, damit kein Zigeuner hereinschauen könne. Unklar blieb mir nur, wie so etwas im Hochparterre möglich sein sollte. Als im gleichen Zimmer dann später mein jüngerer Bruder zur Welt kam und der Storch dabei die Mama ins Bein gebissen hatte, so daß sie zu Bett liegen mußte, erschien mir solches unvorstellbar, und ich verweigerte zunächst die Anerkennung des Brüdchens mit der Bemerkung, die Hebamme möge das Neugeborene wieder dorthin bringen, wo sie es hergeholt habe.

Mein Interesse galt nur den Tierkindern und die ganze Bewunderung einzig meinem Vater, welcher mir als Tierarzt zu diesen Erlebnissen verhalf. Sie galt seiner sicheren Führung auf dem Fahrrad, hin zu den Bauernhöfen, seiner Kunst, ein Schweinchen zu zeichnen – dem Geruch seiner rauchigen Haupthaare, wenn er mich hoch auf den Schultern trug. Aus dieser Perspektive hatte das etwas mit Größe zu tun. Eines schönen Tages saßen wir im Hof bei Tisch. Aus der Ferne kam ein unsicheres Motorengeräusch rasend schnell näher – eiligst suchte ich unter dem Tisch Deckung. Zu meinem Pech hatte sich die Glucke mit ihren Küken ebenfalls dorthin geflüchtet und kam fauchend auf mich zu. In meiner Not suchte ich nun Schutz beim Vater – er stand aufrecht da, während mit einem Höllenlärm der Schatten eines Doppeldeckers über die Dächer huschte. Grund genug, nun erst recht an ihm empor zu schauen. Das alles geschah, ohne viel Worte zu verlieren, so daß mir nicht einmal der Klang seiner Stimme in Erinnerung blieb. Andererseits muß es aber in seiner Umgebung oft auch lustig zugegangen sein. Viele Fotos zeugen von ausgelassenen Festen mit ulkigen Verkleidungen. Einmal roch es in seinem Arbeitszimmer auffallend nach Gummiarabicum, dem üblichen harzigen Alleskleber. Ursache war seine nun gepickte Baßgeige; auf dem Nachhauseweg von einer Konzertprobe mit anschließendem Gelage war sie zu Bruch gegangen. Verschwiegen wurde dabei, warum gute Kränzchenbekannte seither mit uns böse waren – man sprach lange nicht mehr mit ihnen. Später sollten wir ausgerechnet in deren Nachbarschaft wohnen und noch ganz dicke Freunde werden.

Es war schon aufregend, in Tartlau den Ereignissen eines kräftig pulsierenden Lebens nachzuspüren. Die Menschen freilich mögen von einem kernigen Schläge gewesen sein; sie gingen getreulich ihrem Tagewerk nach – waren aber auch nicht zimperlich, um für genügend Abwechslung zu sorgen. Bei uns war naturgemäß mit den Tieren immer der Treffpunkt aller Vorkommnisse. Mal brachten die Rumänen ein verletztes Reh zur Behandlung, mal schnaubten zitternd im Hof von Wölfen angebissene Pferde. Solches geschah, wenn draußen bei klirrender Kälte der Wind um die Häuser piffte und man besser in der warmen Stube blieb. Einige Männer versammelten sich mit Jagdgewehren, denn es war wie allerhöchste Gefahr. Desgleichen geschah, wenn die Tollwut unter den streunenden Hunden grassierte. Die Besuche auf den Bauernhöfen verliefen viel friedlicher; meist ging es um Tiergeburten.

Auf Vaters „Bizickel“, hinten die Utensilentasche, durfte ich vorne auf der Stange mitfahren und nach vollzogenem Beistand die neugeborenen Tierkinder streicheln. Ging die Fahrt zum Dorf hinaus, dann konnte es ein am Bahndamm totgefahrener Büffel sein – eine blutige Fleischmasse aus schwarzer Haut quellend – durch Fleischbeschau am Ort freizugeben. Diese war schon normalerweise beim Schlachthof aufregend genug. Auf einer Rutsche wurden die Fleischabfälle ins stille Wasser gestoßen. Ein imposantes Treiben zuckender Fischleiber entbrannte um den letzten Bissen. Die Natur war stark genug, den natürlichen Abfall zu verkraften und bestens zu verwerten. Die Hauschlachtungen waren wie ein Fest. Die Schwarte wurde durch Abbrennen von einem Strohfeuer von den Borsten befreit. Bei diesen Besuchen gab es für uns von den besten Bissen eine Mahlzeit; zumeist auch noch die Schweinsfüße für eine leckere Sülze. Auf keinen Fall konnte bei einer Kastration auf den Tierarzt verzichtet werden. Das war eine schweißtreibende und ohrenbetäubende Angelegenheit, nur für gestandene Männer. Als Geheimtip für einen übernatürlichen Kraftspender wurden die herausgeschnittenen Hoden sogleich gebraten und verspeist.

Wenn für den Büffelstier (-bikka) die Stunde geschlagen hatte, man meinte also, er hätte nun seine Kraft vertan und müsse seinen letzten Weg antreten, wurden vorsorglich fünf starke Männer dazu beauftragt. Bei der Witterung des Schlachthofes kehrte die unbändige Kraft so weit zurück, um alle Männer und Stricke von sich zu schütteln und hinaus aufs freie Feld zu traben. Bei herannahender Dunkelheit gaben die Verfolger auf. Wachsam wurden alle Tore verrammelt, nur die Stalltür zum Stierhof blieb offen. Ein altes Großmütterchen hatte den Vorfall nicht mitbekommen; genau an jenem Abend aber mußte unbedingt noch eine Freundin aufgesucht werden. Der Tratsch ging bis in die späte Nacht. Auf dem Heimweg sah die Gute beim Dorfanger wohl einen dunklen Tierkörper liegen. In der Annahme, es handle sich um eine verlaufene Kuh, stocherte sie mit ihrem Schirm so lange daran herum, bis sich das Tier erhob und davontrollte. Am anderen Morgen fand man den Stier friedlich in seinem Stall – und die Großmutter einer Ohnmacht nahe, als ihre nächtliche Begegnung aufgeklärt wurde.

(Fortsetzung folgt)

Wer weiß Bescheid?

Unser Freund Kurt Stephani hat es sich zur Aufgabe gemacht, ein Buch über „Die Marienburger Ackerbauschule“ zu schreiben.

Nun fehlen ihm die Aufzeichnungen der Jahrgänge 1926/27, 1927/28 und ab 1931 bis zur Auflösung der Schule.

Jedes Foto oder Schriftstück aus dieser Zeit wäre für unseren Freund eine willkommene Gabe, würde ohne Zweifel den Textteil des Buches bereichern und so zu einem lesenswerten Dokument werden.

Wir rufen deshalb alle männlichen Leser unserer Heimatpost und auch gewesenen Ackerbauschüler auf, in ihrem häuslichen Archiv nach möglichen Unterlagen und Fotos zu suchen und diese leihweise an eine der folgenden

Adressen einzuschicken:

1. Kurt Stephani, Taubenstraße 9, 7121 Freudental
2. Kurt Rhein, Bergamastraße 26, 7030 Böblingen.

An der Trun Fanden...

Und wir haben was gefunden:

Nach fast drei Jahrhunderten seit der Ansiedlung fand man einen ersten Hinweis auf nachbarliches Leben in einer Eintragung aus dem Jahre 1498, wonach die Bewohner der Gasse „Goßmar“ der Marktgemeinde Tartlau bei Kronstadt eine Quelle ankaufen.

Des Kaisers neue Kleider!

Es war einmal, so beginnen die beliebten Märchen; nun, meine Geschichte ist zwar kein Märchen, sondern eine wahre Begebenheit und beginnt trotzdem so.

Es war einmal eine Zeit, da unsere Tartlauer noch ihren Beruf als Bauern ausüben durften. Und sie taten dieses mit viel Geschick und gutem Erfolg. Sie hatten aber eine Spezialität, die sie weit über die Grenzen des Burzenlandes bekannt und berühmt machte, das war ihr guter „Kampest“.

Jeder Tartlauer besaß im sogenannten „Kampestguerten“ (Krautgarten), je nach Reichtum, einen oder mehrere „Kampeststreifen“ (Krautstreifen). Auf diesen pflanzte er so um den Medardustag seinen „Kampest“, und der gedieh gleich prächtig.

Den Überschuß seiner Ernte brachte er auf den Markt und besonders in die benachbarten ungarischen Gemeinden bis hinauf nach Kovasna, denn die Ungarn wollten ihren „Káposzta“ nur von Tartlauer Sachsen kaufen. So fuhr denn unsere Bauern nach der Ernte mit ihren voll beladenen Wagen in die „Háromszék“ auf den Markt.

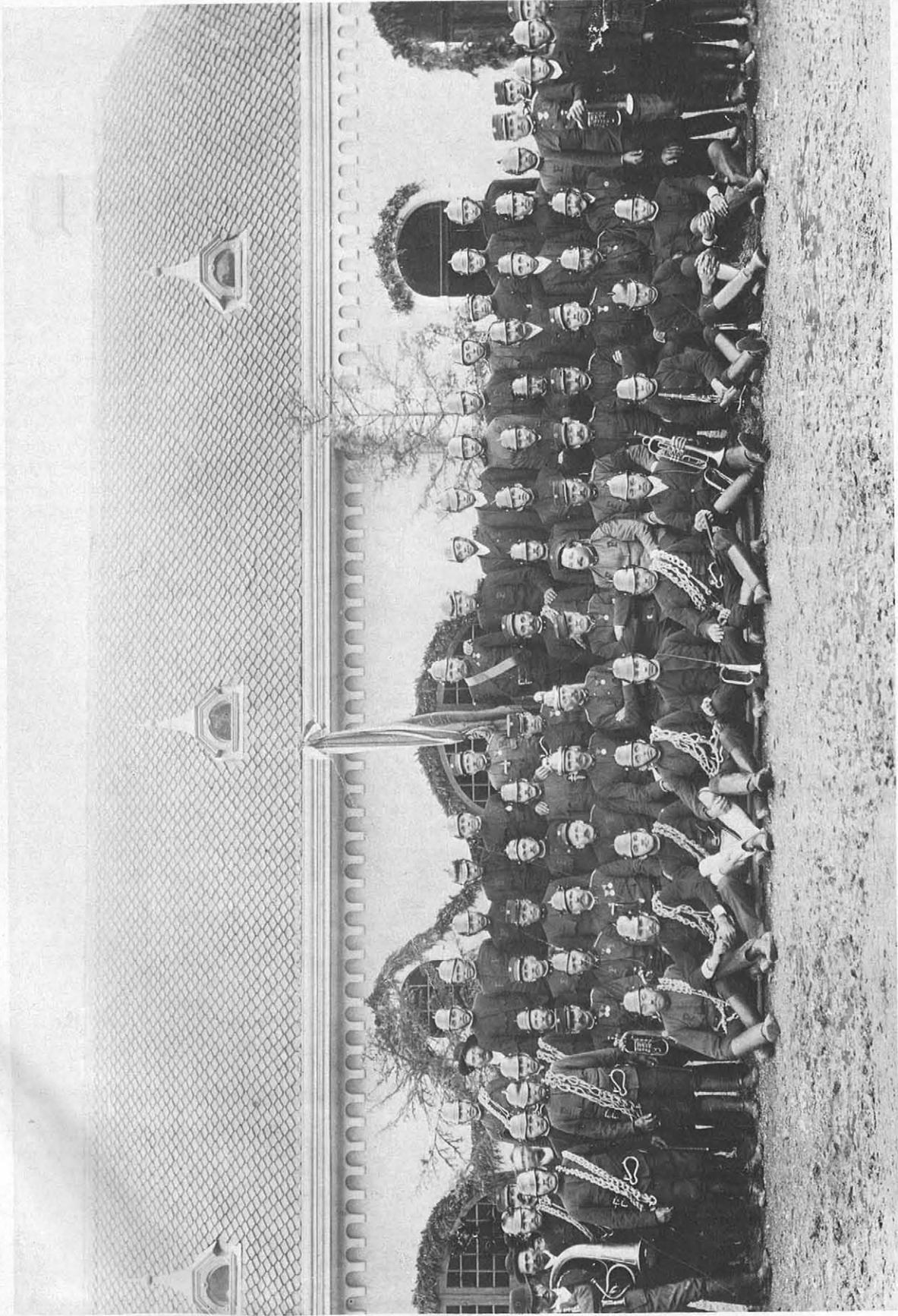
Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß unsere Bauern recht schlau waren, und so ein schlauer Kopf war auch unser, nennen wir ihn einmal „Kaiser“. Um seinen Absatz an Kraut zu steigern, hatte er, so meinte er wenigstens, einen schlaun Einfall. Er ließ sich einen schönen Anzug aus ungarischem Hauswebstoff anfertigen und fuhr nun in diesem schönen Anzug mit seinem Kraut auf den Markt, in der stillen Hoffnung, die Ungarn würden doch sicherlich lieber von ihm kaufen. Im stillen hatte er sich auch schon seinen Verdienst ausgerechnet und sah sich mit dem leeren Wagen auch schon auf dem Heimweg.

Doch siehe da, die Ungarn gingen alle an seinem Wagen vorbei, hin zu den Sachsen. Seine Aufforderung, doch bei ihm zu kaufen, beantworteten alle lachend: „Nein, nein, wir kaufen lieber bei den Sachsen.“ „Nun ja, ich bin doch ein Sachse“, hielt er ihnen entgegen, doch die Ungarn schüttelten lächelnd den Kopf und meinten: „Nein, mein Herr, Sie sind ein Ungar, Sie haben ja sogar ungarische Kleider an!“

So blieb dem guten Mann seine Ware, denn diesmal hatten „des Kaisers neue Kleider“ ihren Zweck nicht erfüllt. Seither tragen die Sachsen keine Kleider mehr aus ungarischen Stoffen, besonders wenn sie mit ihrem „Kampest“ zu den Ungarn fahren!

Eingesandt von Nachbar *Stefan Dezsö*

Ein jeder Mensch hat die Geltung, die er sich durch seine Arbeit erwirbt. Er ist für andere so viel wert, wie die andern ihn brauchen!



Die Tartlauer Freiwillige Feuerwehr feierte im Jahr 1912 die Einweihung des von Baumeister Johann Kasper gebauten Feuerwehrdepots.

Traditionspflege als Heimatbekenntnis

Ja, es erwies sich erneut als viel zu klein, das Tartlauer Kulturheim (die Turnschule), als am letzten Samstag (12. Februar 1983) die deutschen Laienkünstler dieser Burzenländer Großgemeinde ihren nun schon zur Tradition gewordenen Kulturabend boten. Doch ist der Umstand, daß man die Darbietung Sonntagnachmittag wiederholen mußte, nicht allein darauf zurückzuführen, daß der Saal bloß 250 Sitzplätze hat. Nein, das entscheidende Element war dabei, daß mittlerweile alle in der Gemeinde wissen: Die „Unseren“ können etwas. Das künstlerische Niveau der Darbietungen ist nämlich von Jahr zu Jahr gestiegen, und wer einmal die Lust und Freude des Gelingens auskostet hat, der macht ein nächstes Mal dann auch mit noch größerer Hingabe und Begeisterung mit. Dies trifft für alle Mitwirkenden zu – beinahe 100 an der Zahl –, die im gemischten Chor, in der Gitarrengruppe, in der Schrammelformation, bei den Tänzen und im Theaterspiel ihr Bestes hergaben.

Nachdem das junge Ansagerpaar Heidi Gabel und Detlef Orendi alle willkommen geheißen und die erschienenen Ehrengäste begrüßt hatte – unter ihnen auch Dr. Eduard Eisenburger, Vorsitzender des Landesrates der Werktätigen deutscher Nationalität und Chefredakteur der „Karpatenrundschau“ –, begann das rund drei Stunden lange Kulturprogramm.

die Sachsen seien konservative Leute, gab es gerade beim letzteren einen so anhaltenden Applaus, daß er wiederholt werden mußte. Anschließend bewiesen zwei junge Musikformationen – die Gitarrengruppe unter Irmgard Donath und die Bläser um Prof. Hans Bruss – ihr Können. Im zweiten Programmteil gab es dann die vielerwartete Theateraufführung.

Ingeborg Orendi, die auch die Theatergruppe leitet, hatte bei der Wahl des Stückes eine gute Hand. Und das zumindest aus zwei Gründen: 1. weil das Lustspiel „Tailleweite 68“ des DDR-Autors Hans Lucke, welches auch von unseren Berufsbühnen gespielt wurde, aktuell ist, und 2. weil mit der Besetzung der Personen vor allem jungen Darstellern eine Chance geboten wurde. So kam es denn auch, daß neben den zwei „Veteranen“ Rosemarie Haydo und Hans Morres ausschließlich junge Talente zum Zuge gelangten. Das Erfreuliche dabei: Sowohl Sigmar Bruss und Gisella Thieskes, die die Hauptrollen spielten, als auch Rosine Schmidt, Rolf Bruss, Heidrun Morres und Michael Tartler machten ihre Sache ausgezeichnet.

Alles in allem ein gelungenes Programm. Es wäre darum schade, die investierte Mühe und Arbeit nicht auch vor auswärtigem Publikum auszuwerten. Denn dankbare Zuschauer gäbe es sicherlich auch in Honigberg und Roseau, in Heldsdorf und Zeiden, um nur jene Burzenländer Ortschaften zu nennen, mit denen man einen richtigen „Kulturaustausch“ pflegen könnte und sollte.

Auf das Kulturprogramm folgte der, bei den Tartlauern ebenfalls zur Tradition gewordene, Fasching. Mit den vie-



Tartlau, Februar 1983:
Gitarrengruppe unter der
Leitung von Irmgard Donath.

Den Anfang machte der gemischte Chor unter Leitung von Hans Orendi. Die 60köpfige Singgemeinschaft, die auch bei der Zwischengemeindephase des Landesfestivals „Preis dir, Rumänien“ ganz gut abgeschnitten hatte, brachte vier Lieder: „Tuerteln menj, äm Burzelond“ von Otto Reich, „All mein Gedanken“, Satz von Helmut Bornefeld, „Abendlied“ von Ernst Fleps und „An die Freude“, Text von Friedrich Schiller, Satz von Bernhard Weber. Dabei bot die vierstimmige Gesangsformation eine Leistung – vor allem bei der letzten Komposition –, die sich überall hören lassen kann.

Die Tanzgruppe, deren Leitung von Lehrerin Ingeborg Orendi übernommen wurde, zeigte einen sächsischen und einen Cowboytanz. Und damit man nicht sagen kann,

len gelungenen Masken und Maskengruppen hatte das Preisgericht freilich die Qual der Wahl. Man entschied sich schließlich für die „Riesenraupe“, die eine Gruppe von Jugendlichen mit ihren Körpern nachahmte. Mit Musik und Tanz ging es dann bis in die frühen Morgenstunden. Und man sah dabei kaum eine müde Miene, obwohl man sich erst vor zwei Wochen schon einmal so richtig ausgetanzt hatte: beim „Nachbarschaftsball“ nämlich, einer traditionellen Unterhaltung der acht Tartlauer Nachbarschaften, die nach vielen Jahren der Unterbrechung heuer zum erstenmal wieder ins Rollen kam.

Ein Artikel von Hans Barth in der Karpatenrundschau vom 18. Februar 1983 unter der Rubrik „Heimatkunde“.

Zum Heimgang von Pfarrer Erwin Barth

Am 28. November 1982 ist Pfarrer Erwin Barth in seinem 75. Lebensjahr in Quadrath-Ichendorf verstorben. Er wurde am 2. 12. 1982 in Wuppertal von Bischofsvikar i. R. Dr. Hermann Binder beerdigt.



Am 25. 7. 1907 in Schlatt geboren, ältester Sohn des Lehrers Michael Barth, beschritt Erwin Barth zunächst den Weg des Vaters, bis er sich schließlich für das Studium der Theologie entschloß. Jena, Tübingen und Rostock waren die Universitäten, an denen er studierte.

Nach dem Studium kam das Vikariat in Honigberg, wo er seine Rheinländer Braut fand, Irmgard Winzerling; die Trauung fand in Wuppertal statt. Neustadt im Harbachtal war seine erste Gemeinde, wo auch seine fünf Kinder geboren sind. Kriegsnot und Verschleppung nach Rußland knüpften enge Bande; seinem Wahlspruch nach handelnd – „Ein Geduldiger ist besser denn ein Starker“ (Spr. 16, 32) – brachte er so manchem Trost und neue Hoffnung. Nicht nur als Musikliebhaber, sondern auch als Musikkenner machte er seinen Gemeinden viel Freude.

1950 folgte er dem Ruf nach Nußbach. In der Erfahrung der Not gereift, war dieses eine Zeit des Neubeginns im Glauben und in der Gemeindegarbeit.

Als 1958 die Pfarrstelle in Tartlau zu besetzen war, wurde das sein neuer und letzter Ruf. Es wurden die krönenden Jahre seines Dienstes als Pfarrer – nicht weil sie leicht waren, sondern weil die großen Aufgaben im Glauben zu bestehen waren. Die 10jährige Renovierung „der größten Kirchenburg der Welt“ und der damit verbundene Kampf um sächsische Vergangenheit und Zukunft, der Zusammenhalt einer so großen Gemeinde und vieles andere erforderten geistliche Kraft und geduldige Seelsorge. Mancherlei Befürchtungen und Bedenken, aber auch Freuden der Gemeinde hat er auffangen, besänftigen und auch tragen müssen. Die Kraft dazu schöpfte er aus seinem Glauben.

Bei der Wiedereinweihung der Kirche 1969 sagte unter anderem ein langjähriger Freund und Amtsbruder treffend: „Mein Freund Erwin war immer ein mutiger – ein sanftmütiger Mann.“

Mit seiner Gattin Irmgard legte Pfarrer Erwin Barth in seiner Amtszeit auch den Grundstein für eine moderne Friedhofspflege.

1970 konnte er mit gutem Gewissen sein Amt in andere Hände geben.

So wie Nachbarvater Michael Trein am Grab sagte: „Für alle in Ehren vollbrachten Taten, im Namen aller Tartlauer von ganzem Herzen – danke! Die Tartlauer werden ihren Pfarrer Erwin Barth nie vergessen und seiner in Ehren gedenken.“

Rau a Friden, laiuwer Harr Pfarr, an dotscher Ierd nau denjem Wansch och Wallen.“

Mit diesen Worten und mit Niederlegung eines Kranzes seitens der 9. Tartlauer Nachbarschaft nahm Michael Trein Abschied im Namen aller Tartlauer nah und fern.

Werner Schunn

Nachbarschaft – Mitglieder – Beiträge – Nachbarschaft – Mitglieder – Beiträge

Wie ihr seht, liebe Nachbarn, es tut sich doch etwas – das ist aber viel zuwenig gesagt – es tut sich „viel“! Unser Heimatbote hat wirklich viel dazugewonnen, das konntet ihr bestimmt feststellen!

Für das prompte Echo, für den Mut, einfach seine Erinnerungen so frei aufzuschreiben, muß ich Otto Depner ein besonderes Lob aussprechen. Da wird wohl mancher Tartlauer jetzt auch den Bleistift nehmen und aus seiner Sicht, aus seiner Zeit, aus seinem Wirkungsbereich Erinnerungen und Begebenheiten aufschreiben. Es wäre doch wunderbar, wenn all diese Erinnerungen aus der doch „schönen alten Zeit“ nicht verlorengehen würden! Jede dieser Erinnerungen aufgezeichnet, wäre doch ein kleines Mosaiksteinchen vom Lebensbild des Tartlauer; aber nicht nur aus der „schönen Zeit“, denn es gab auch schwere Zeiten, wo wiederum die Nachbarhilfe sich bewähren mußte und bewährt hat.

Es soll da auch ein Wort des Dankes geschrieben werden, all denen, die mir Nachrichten zugeschickt haben.

Unser Heimatbote wird auf alle Fälle ein Spiegelbild der 9. Tartlauer Nachbarschaft werden, besonders in bezug auf die Vollständigkeit der Nachrichten. Wir können nur das wiedergeben, was bei uns eingeht. In der Kartei sind leider noch nicht alle Daten – so z. B. Geburtsdaten, wer zur Familie gehört usw. Hier möchte ich einige kleine Ausschnitte aus dem Leitartikel unserer ersten Ausgabe wiedergeben:

„... ‚Das Tartlauer Wort‘ soll ein Spiegelbild dessen sein, was Tartlauer Gemeinschaft war und ist; ... um kein Zerrbild wiederzugeben, ist jeder aufgefordert, daran mitzuarbeiten und beizutragen, ... ich bin überzeugt, daß jeder ... sich dessen bewußt ist, auf welche Art und Weise sein Beitrag von Nutzen sein kann ...“, so Nachbarvater Michael Trein.

Jeder soll natürlich frei für sich entscheiden – aber ich glaube, die Nachrichtenvermittlung als solche, besonders die großen und kleinen Familieneignisse, sei es nun Hochzeit, Geburt, Tod, Zuwanderung, Adressen u. a., ist für unser Nachbarschaftsleben hier und heute ein, wenn nicht sogar „das“ Bindemittel.

In diesem Sinne – schickt mir Nachrichten, Daten, Adressen, Beiträge –, alles was man glaubt in unserem Heimatboten mitteilen zu können, sei es eine Kuriosität oder sonst was Besonderes, sei es eine Ausgefallenheit oder nur ein Dankeswort, sei es ein Bild oder eine Zeichnung.

Werner Schunn – Schriftführer

Es wäre eine noch größere Freude zu leben, wenn jeder die Hälfte von dem täte, was er von andern verlangt!

Bilder des Elends und der Not

Gedanken einer Aussiedlerin aus Siebenbürgen – In den ureigensten Dingen bedroht

Die Lage der Deutschen in Rumänien, der Siebenbürger Sachsen und der Banater Schwaben, und die dort herrschenden trostlosen Verhältnisse zu schildern, erfüllt mich mit Traurigkeit und einem Gefühl der Machtlosigkeit. Wenn bisher noch Eindrücke positiver Art über dieses Land vermittelt wurden, verschwindet diese Darstellungsweise allmählich. Das liegt nicht an den Bewohnern dieser Landstriche, sondern an den veränderten Lebensumständen, die buchstäblich zum Verfall der Werte, sowohl der moralischen als auch der materiellen, führen. Das Bild, das sich nun aufdrängt, ist grau und pessimistisch. Überall Ratlosigkeit und Mutlosigkeit zu spüren.

Ich lebe seit einem halben Jahr in der Bundesrepublik Deutschland, und in mir sind die Bilder des Elends und der Not noch sehr lebendig. Die Notlage meiner Landsleute, im Bereiche der gefühlsmäßigen Bewältigung der Wirklichkeit, ist schwer zu schildern. Diese Wirklichkeit, in der sie sich bewegen, bietet keinen Schutz mehr. Man fühlt sich bedroht in den ureigensten Dingen. Die Kraft, welche die Menschen besaßen, um immer neuen Anforderungen die Stirn zu bieten, ist erschöpft. Ohne Nahrung, im wahrsten Sinne des Wortes, und ohne geistigen Beistand können diese Menschen nicht mehr den Alltag meistern, ohne dabei sichtbar Schaden zu erleiden.

Trostlosigkeit breitet sich aus. Sie erfüllt jeden Winkel, sie dringt bis in die kleinste Gemeinschaft ein und macht das Zusammenleben im engsten Kreise äußerst schwierig. Man ist dort auf Hilfe angewiesen. Diese Hilfestellungen erstrecken sich von Lebensmittelpaketen mit den allernotwendigsten Nahrungsmitteln über Kleiderhilfen und nicht zuletzt über die „geistige“ Art von Hilfe, die eben dringend gebraucht wird.

Was es bedeutet, sich für einen Liter Milch oder 100 Gramm Butter schon um zwei oder drei Uhr nachts anstellen zu müssen – in Kälte, Regen, Schnee – eingekeilt zwischen Alten, Müttern mit Kindern, Männern und Jugendlichen, kann nur der verstehen, der das selbst mitgemacht hat. Im Januar dieses Jahres war das begehrteste Geburtstagsgeschenk für meine 73jährige Tante in Kronstadt ein 200-Gramm-Päckchen Butter. Das „Geschenk“ war ihr von einer ebenfalls 73jährigen Freundin überreicht worden, die selbst stundenlang dafür angestanden hatte. Aber nicht nur Lebensmittel sind Mangelware. Es fehlt an den notwendigsten Kleinigkeiten, Selbstverständlichkeiten hier, Kostbarkeiten dort: Streichhölzer, Toilettenpapier, Seife, Waschpulver, Kleidung, Schuhwerk – der Kauf von allem und jedem ist ein Problem. Es gibt für die Menschen kein anderes Gesprächsthema mehr als: „Hast du schon gehört, bei . . . gibt es Seife“, oder eine gute Nachricht: „Gestern habe ich ein Stückchen Butter erstanden.“ Da bleibt nichts mehr übrig außer der Sorge, was der nächste Tag ihnen an Gutem oder Schlechtem bringen wird – woher sie am nächsten Tag für die Familie ein Essen auf den Tisch zaubern. Deswegen ist ihnen wichtig, bei ihren Freunden „hüben und drüben“ nicht in Vergessenheit geraten zu sein. Fast so notwendig wie das tägliche Brot ist für diese Menschen aber das Gefühl der Zugehörigkeit und das „Miteinbezogenheit“ in das Geschehen außerhalb der Landesgrenzen. Dieses „Nichtvergessenwerden“ ist für die Menschen lebensnotwendig, weil aus den eigenen Reihen und seinen geistigen Vorbildern keine Lösung mehr geboten werden kann. Die Situation der Intellektuellen in Siebenbürgen und dem Banat wirkt sich katastrophal auf den Fortbestand der beiden deutschen Volksgruppen aus. Wo früher noch Trost gespen-

det und der Wille zum Fortbestehen erhalten werden konnte, da ist heute Zerrissenheit und Uneinigkeit zu spüren.

Bis zu diesem Zeitpunkt wurde den Pfarrern, Lehrern, Künstlern bei der Beantragung der Ausreise kaum eine reelle Chance eingeräumt. Doch nun sieht man ein nicht zu unterschätzendes Mittel darin, durch die Bewilligung der Ausreise dieser Gruppen das Volk seiner Stützen zu rauben. Viele Gemeinden im Banat und in Siebenbürgen entbehren schon seit geraumer Zeit den Pfarrer. Neben seiner Hauptgemeinde muß nun ein Pfarrer noch umliegende Gemeinden betreuen. Ein Ding der Unmöglichkeit, da jeder einzelne, der bisher mit seinen kleinen und großen Nöten beim Pfarrer Trost und Hilfe suchte, nun kilometerweit Reisen auf sich nehmen muß. Wie unendlich wichtig es ist, einen „bewohnten“ Pfarrhof in der Gemeinde zu haben, das Gefühl, daß jemand da ist, der eine „offene Tür“ und ein „offenes Ohr“ für die geplagten Dorfbewohner hat, wird nun erst deutlich. Für „ihre Kirche“ und „ihren Pfarrer“ scheuten die Leute keine Mühe noch Anstrengung, um auch ohne staatliche Hilfe alles aufrechtzuerhalten. Der Pfarrer wird neben religiösem Beistand auch der Initiator der gemeinsamen Veranstaltungen und Feste. In seinem Haus gab es ein Musikzimmer, in dem die örtliche Blaskapelle üben konnte. Es gab ein Jugendzimmer, in dem die Jugendlichen gemeinsam ihr Brauchtum pflegten. All dies befindet sich nun in Auflösung. Vor mehr als einem Jahr begann man, deutsche Lehrkräfte, die um Ausreise angesucht hatten (dabei gab es einige, deren Anträge seit 20 und mehr Jahren unbeantwortet blieben), zu entlassen. Das geschah ohne Vorwarnung. Viele Familien, in denen beide Ehepartner im Lehrfach tätig waren, sahen sich nun dem Nichts gegenüber. Das war der Auftakt zu einer grenzenlosen Panik unter den unmittelbar Betroffenen sowie auch unter anderen Leuten, die nun ihre Überlebenschancen schwinden sahen. Durch den plötzlichen Mangel an deutschen Lehrern kam es zum Auflösen von Klassen und zum Zusammenschluß in „Bammelschulen“.

April 1983 – Seite 4 Deutsche Umschau

Impressum

Das Tartlauer Wort wird im Auftrag der „9. Tartlauer Nachbarschaft“ herausgegeben vom Vorstand, verantwortlich: Michael Trein, Im Feldle 22, 7180 Crailsheim. Schriftliche Beiträge für unseren Heimatboten bitte senden an Schriftführer Werner Schunn, Straßburger Straße 19, D-7030 Böblingen, Telefon (0 70 31) 27 18 14. Versand und Kassenführung: Johann Bruss, Ulmenweg 1, D-7033 Herrenberg, Telefon (0 70 32) 3 15 49. Erscheint in diesem Jahr zweimal. Beitragszahlungen und Spenden: Volksbank Herrenberg (BLZ 603 913 10), Konto-Nr. 17 049 008, Stichwort „Tartlauer Nachbarschaft“ und Absender. Druck: Druckhaus Robert Kohlhammer GmbH, 7022 Leinfelden-Echterdingen.